Inzwischen hatten die Männer mit ihrer Arbeit begonnen. Sie schöpften mit Eimern den Unrat in den Bottich.
„Führt uns jetzt in den Keller", baten sie dann, „dahin, wo die Abflußröhre in die Grube mündet."
Im Keller durchstießen sie den Boden und machten sich daran, die Grube zu leeren. Sie schufteten bis zum späten Nachmittag, Hunderte von Bottichen karrten sie zum Fluß und schütteten den Inhalt hinein, und mit jedem Bottich wurde Eberhards Laune finsterer. Endlich meinten die beiden Goldgrübler: „Es fließt immer wieder Wasser nach. Bestimmt liegt ein alter Brunnen unter Eurer Grube."
„Ein Brunnen? Und was, zum Teufel, soll ich jetzt machen?"
„Es wird Euch nichts übrigbleiben, als Eure Grube ein Stück zu verlegen."
Da fiel Meister Eberhard nicht mal mehr ein Fluch ein.
Er entlohnte die Goldgrübler in der vorgeschriebenen Höhe. An ihren sauren Gesichtern merkte er, daß sie sich wohl ein zusätzliches Zechgeld erwartet hätten, aber das scherte ihn wenig. Bei den Kosten, die jetzt auf ihn zukamen.
Als die beiden gegangen waren, wollte er nur noch eins: raus aus dem Haus, um den entsetzlichen Geruch aus der Nase zu kriegen und den ganzen Ärger hinunterzuspülen.
„Macht hier noch ein bißchen sauber!" rief er seiner Frau zu, und weg war er.
Ein Höllentag! Alle Kunden hatte er vertrösten müssen, Bußgeld mußte er zahlen und die neue Grube natürlich, und wochenlang würde er morgens aufwachen und abends einschlafen mit dem lieblichen Duft des Privets. Ganz davon abgesehen, daß, bis zur Fertigstellung der neuen Grube, alle ihre Geschäfte hinten im Gemüsegarten verrichten mußten.
Mit neuerwachtem Zorn stürmte Meister Eberhard um die Ecke der Gerbergasse, an derem anderen Ende die Brückenschänke lag. Plötzlich öffnete sich über ihm ein Fensterladen, und – schwapp! – ein Strom schmutziger Brühe ergoß sich über ihn.
Fassungslos starrte er nach oben und sah gerade noch einen haubenbekrönten Kopf, bevor sich der Laden wieder schloß.
„Dumme Gans!" schrie er. „Dämliches verschlafenes Weibsbild!" Aber einen geschlossenen Laden anzubrüllen verschafft wenig Genugtuung. So wischte sich Eberhard Gemüseschalen, Hirsekörner und ein paar Knochenstückchen vom Gewand und stapfte weiter.
Bei Gott, der würde er es geben! Wußte sie nicht, daß sie ihren Abfall im Garten beseitigen mußte? Und wenn sie ihr Waschwasser schon auf die



Straße goß, dann hatte sie gefälligst die Abflußrinne zu benutzen. Aber einen angesehenen Bürger beschmutzt zu haben, das würde die Gute einiges kosten.
Bei dem Gedanken besserte sich Eberhards Stimmung. Er genehmigte sich ein paar Seidel beim Brückenwirt, und dann marschierte er zu seinem Freund, dem Tuchmacher Wolfram. Der war Schöffe am Stadtgericht ...

Eine Woche später hatte der Bader eine neue Grube, der alte Brunnen war sorgsam mit Steinplatten abgedeckt, und im Haus roch es wieder so, wie es in einem Haus zu riechen hat.
Als dann noch die Übeltäterin hinter dem Fensterladen wegen Verletzung eines Bürgers zu einer saftigen Buße verurteilt wurde, von der er die Hälfte einsteckte, da war für Meister Eberhard die Welt wieder in Ordnung.

---

*Bader:* Barbier, der auch als Wunderarzt tätig war. *Äußerer Rat:* erweiterter Rat einer Stadt, in dem außer Patriziern auch Handwerker und kleinere Kaufleute zugelassen waren. *Privet:* Plumpsklosett.

---

## *56. Vor den Schranken des Gerichts***

Einen Indizienbeweis kannte das mittelalterliche Recht nicht. Deswegen waren Tat- und Leumundszeugen vor Gericht besonders wichtig. Wer schuldig gesprochen wurde, der mußte schreckliche Strafen erdulden.
Vorlesezeit: 10 Minuten

Das Haus war nicht mehr zu retten, das Feuer hatte sich in Balken und Fachwerk gefressen wie in dürres Reisig. Gott sei Dank war der Fluß in unmittelbarer Nähe; Männer und Frauen hatten eine lange Kette gebildet und Eimer um Eimer Wasser in die tobenden Flammen gegossen. So war es wenigstens gelungen, das Übergreifen des Feuers auf die Nachbaranwesen zu verhindern.
Erschöpft, schwitzend und mit rauchgeschwärzten Gesichtern starrten Johann Goldschmied und seine Frau Katharina in die schwelenden Trümmer, die einmal ihr stattliches Haus gewesen waren.
Vor kaum einer Stunde waren sie heimgekommen; sie hatten den hellen warmen Sommerabend genutzt, um nach ihrem Weingarten draußen vor

der Stadt zu sehen, und sich auf dem Rückweg beim Brückenwirt noch eine Maß Bier geholt, als ihnen ihr Nachbar Peter Schwarz schreiend und winkend entgegenstolperte: „Euer Haus brennt!" Beim Kampf gegen die Flammen waren sie kaum zur Besinnung gekommen, aber jetzt, nachdem alles vorbei war, haderten sie mit ihrem Schicksal.
„Was machen wir nur?" jammerte Johann. Verzweifelt stocherte er mit einem Stecken in den verkohlten Resten. „Das teure Werkzeug, alles zerschmolzen, die Gußformen, verdorben."
„Aber die Truhe mit dem Gold und dem Silber und den Münzen?" fragte Katharina hoffnungsvoll. Johann schüttelte traurig den Kopf. „Nichts."
„Nichts." Peter war erstaunt. „Keine geschmolzenen Metallklumpen?"
„Ich finde keine", entgegnete Johann. „Aber du hast recht, das ist seltsam."
„Das ist es wirklich", meinte Peter. „Überhaupt, da stimmt doch etwas nicht ..."
Ehe er noch erklären konnte, was da nicht stimmte, war aus der Ferne Rufen zu hören: „Er ist ein Dieb! Er hat fremdes Gut bei sich!"
Alle lauschten. „Sie beschreien einen Dieb!" sagte einer.
Die Stimmen wurden lauter, und dann bogen zwei Stadtbüttel in die Gasse ein. Zwischen sich führten sie einen Mann mit gefesselten Händen, der vergeblich versuchte, sich aus ihrer Umklammerung zu lösen.
„Das ist doch Florian, euer Knecht!" rief Peter erstaunt.
„Florian ja, aber unser Knecht ist er nicht mehr", entgegnete Johann. „Wenn er einen Ring gemacht hat, so wog der immer weniger als das Silber, das ich ihm dafür gegeben hatte; gearbeitet hat er für einen halben Knecht, aber gegessen und getrunken für drei. Deshalb hab' ich ihm gestern seinen Lohn gegeben und ihn vor die Tür gesetzt." Unterdessen waren die Büttel mit dem Gefangenen herangekommen. „Grüß Euch Gott, Meister Johann", sagte der eine, „wenn Ihr heute schon so großen Schaden erlitten habt, so könntet Ihr vielleicht wenigstens einen Teil Eures Eigentums wiederbekommen. Der da ...", er deutete auf den gefesselten Mann, „wollte sich durch das Osttor davonstehlen. In seinem Felleisen trägt er ein Bündel mit kleinen Werkzeugen, wie Ihr sie wohl für Eure Arbeit braucht, dazu große ungeprägte Gold- und Silberstücke, aber auch Münzen, sogar eine Menge Florentiner darunter."
„Du Schweinehund", brüllte Johann. „Du hast mich bestohlen! Und mein Haus hast du angezündet!" Er hob die Faust und wollte Florian niederschlagen, aber seine Frau hielt ihn zurück: „Laß ihn!" sagte sie. „Der kommt uns nicht davon!"
„So erhebt Ihr Klage?" fragte der Büttel.



„Bei Gott, das tu ich!" erwiderte Johann. „Ich klage ihn an wegen Diebstahl und Brandstiftung."
„Ich habe dein verfluchtes Haus nicht angesteckt", schrie Florian, aber die Büttel kümmerten sich nicht darum, sondern zogen ihn mit sich, um ihn einzusperren.
Drei Tage später erhob Johann Klage vor den Schöffen des Stadtgerichts, und in der Woche danach fand der Prozeß statt. Auf dem Gerichtsplatz außerhalb der Mauern hatte sich eine Menge Leute versammelt, um mit anzusehen, was mit Florian, dem Knecht, geschehen würde. Der Vogt, der im Auftrag des Stadtherrn über schwere Verbrechen zu urteilen hatte, saß mit den Schöffen und dem Schreiber an einem langen Tisch. Als der Kläger und der Angeklagte, flankiert von zwei Bütteln, vor ihm standen, erhob er sich, winkte den Zuschauern zu schweigen und rief: „Im Namen des Herrn Bischof, des Herrn dieser Stadt und des Landes, verkünde ich Frieden für diesen Platz. Jedermann hat bei einer Buße von zehn Pfund Pfennig seine Waffen abzulegen, wenn er welche mit sich führt."
Als sich niemand rührte, fuhr er fort: „So können wir beginnen. Meister Johann Goldschmied, Ihr seid Bürger dieser Stadt?"
„So ist es, Herr", erwiderte Johann.
„Was habt Ihr gegen den Beklagten vorzubringen?" fragte der Richter.
„Ich bezichtige ihn, mein Haus angezündet, mein Werkzeug, Silber, Gold und mein erspartes Geld gestohlen zu haben."
„Habt Ihr ihn auf frischer Tat ertappt?"
„Ich nicht, aber diese beiden ehrenwerten Männer", Johann deutete auf die Büttel, „haben das gestohlene Gut bei ihm entdeckt und ihn als Dieb beschrien. Der Beutel, in dem er mein Eigentum verwahrte, ist ihm als Zeichen seines Verbrechens auf den Rücken gebunden."
Der Vogt ließ sich Johanns Aussagen bestätigen und erkundigte sich dann: „Habt Ihr Zeugen, die das gestohlene Gut als Euer Eigentum erkennen oder bekunden, daß Ihr ein redlicher Mann seid, der diese Klage nicht aus unlauteren Absichten vorbringt?" „Die habe ich, Herr", entgegnete Johann selbstbewußt.
„Sechs Bürger dieser Stadt, zwei meiner Nachbarn und vier Mitglieder meiner Zunft, stehen für meinen Leumund ein."
Die Zeugen leisteten den vorgeschriebenen Eid, dann wandte sich der Richter dem Angeklagten zu.
„Du bist Florian, 28 Jahre alt, ein lediger Knecht, bis zum Tag des Brandes in Diensten des Goldschmiedmeisters Johann?"
Der Angeklagte stierte vor sich hin und ließ ein kaum vernehmliches „Ja, Herr" hören. „Hast du jemanden, der für dich spricht?" fragte der

Richter. Florian hob den Kopf. „Ich bin noch nicht lang hier und kenne kaum jemanden."
„Hast du das Hab und Gut des Klägers gestohlen?"
„Ja, das hab' ich", stieß Florian trotzig hervor. „Nachdem er mich davongejagt hatte, bin ich noch mal zurückgekommen, hab' einen Laden aufgebrochen und eingepackt, was ich gefunden habe. Er hat mir nie satt zu essen gegeben, der Lohn war gering, nur Beschimpfungen gab es reichlich!"
Der Richter seufzte. Was ging es ihn an, wie der Meister seine Gesellen behandelte. So war es nun mal: Es gab Herren und Knechte, die einen hatten zu befehlen, die anderen sich zu fügen. Er hatte bloß dafür zu sorgen, daß das Recht gewahrt blieb.
„Hast du, vom Diebstahl abgesehen, ihm auch das Haus angezündet?" forschte er deshalb weiter.
„Nein, Herr, das habe ich nicht! Als ich das Haus verließ, da war von Feuer keine Spur!" rief er. Der Vogt blickte fragend zum vereidigten Gerichtsschreiber hinüber. „Man hat ihn nicht auf frischer Tat ergriffen, er hat auch nicht gestanden, obwohl die Tortur angewendet wurde", berichtete der.
Der Richter nickte. „Hat der Angeklagte einen Priester bei sich gehabt und die Beichte abgelegt?"
„Das ist geschehen."
„So erkläre ich, daß alles rechtens ist." Der Vogt beriet sich kurz mit den Schöffen. Dann erhob er sich, griff nach dem Stab, der vor ihm lag, und schritt langsam auf den Knecht Florian zu. Er trat vor ihn hin, hielt ihm den Stab mit beiden Händen über den Kopf – und zerbrach das dünne Holz. „Du bist des Diebstahls schuldig!" verkündete der Richter. „Ein Dieb wird mit dem Strang gerichtet, so ist es von jeher Recht und Gewohnheit in dieser Stadt gewesen. Gott sei deiner Seele gnädig." Er ging zurück zum Richtertisch und fügte hinzu: „Dem Kläger wird sein Eigentum zurückerstattet, abzüglich der Gerichtskosten und der Buße für die ungerechtfertigte Klage wegen Brandstiftung."

Noch am gleichen Tag wurde der Dieb gehängt.
Katharinas und Johanns Haus war mit Hilfe ihres Geldkastens bald wieder aufgebaut; wie es in Brand geraten war, fanden sie nie heraus.
Der Körper des unglücklichen Florian aber hing noch lang am Galgen, als schreckliche Mahnung an alle, die strengen Gesetze der Stadt zu achten.



# 57. *Gestorben vor dem Tod**

Nur durch rücksichtslose Isolation der Kranken konnten die Menschen die Seuche bekämpfen, die sie mehr fürchteten als jede andere: den Aussatz. Bei wem die Anzeichen für diese Krankheit festgestellt wurden, der war vom Leben in der Gemeinschaft ausgeschlossen.
Vorlesezeit: 10 Minuten

Der Alte brach das Schweigen zuerst. „Wohin willst du?" fragte er. Sie hatten sich dort getroffen, wo einige alte Eschen am Rheinufer Schutz vor der sengenden Julihitze boten. Der Alte hatte, an einen Stamm gelehnt, gesessen und gedöst, als der Junge herbeigetrottet war und sich wortlos zu ihm hingehockt hatte.
„Wo ich hinwill?" gab er zurück, wie um Zeit zu gewinnen, und sagte dann: „Nach Rom."
Der Alte musterte ihn erstaunt. Die kräftigen hornigen Hände, die Füße, die bestimmt noch nie in Schuhen gesteckt hatten, das kurzgeschnittene blonde Haar und den groben Kittel.
„Ein Pilger bist du nicht", stellte er fest.
„Und warum nicht?" Der Junge sah ihn aus dunkelblauen Augen trotzig an.
„Ich weiß nicht", sagte der Alte und seufzte. „Ich spüre es. Du siehst nicht aus wie ein Pilger. Eher wie ein entlaufener Leibeigener, der irgendwo als freier Mann leben will." Er lächelte, als er sah, wie der andere erschrocken zusammenzuckte.
„Laß nur. Ich bin kein Scherge. Nur, wenn du als Pilger gelten willst, dann solltest du eher so aussehen wie ich." Er strich über die braune zerschlissene Kutte, die ihn einhüllte. „Und den Blick beim Gehen demütig senken, nicht so neugierig in die Welt schauen. Außerdem: Wenn du nach Rom willst, so bist du in die falsche Richtung gegangen."
„So bist du selbst ein Rompilger?" fragte der Junge schnell, froh, von sich selbst ablenken zu können.
„Ja, das bin ich." Der Alte nickte versonnen. „Zum dritten Mal schon pilgere ich in die heilige Stadt, und ich hoffe, daß Gott mir die Gnade ... hörst du das?" Er hatte den Kopf gehoben und lauschte.
Der Junge tat es ihm nach. Das Schnattern einer Ente, die irgendwo auf dem Wasser schwamm, das Flöten einer Drossel hoch über ihnen im Gezweig – ja, da war noch etwas zu hören, von dort vorn kam es, wo sich die Straße durch dichtes Weidengehölz schlängelte: „Klappklapp, klappklapp, klappklapp."

„Das sind Gute Leute, wie man sie nennt. Aussätzige."
Erschrocken wollte der andere hochfahren, aber der Alte hielt ihn zurück. „Bleib sitzen", gebot er. „Sie werden ausweichen. Sie werden auch dein Auge nicht beleidigen, denn sie verhüllen sich."
Das „Klappklapp" kam näher, wurde lauter. Aus dem Grün der Weiden löste sich eine Gruppe grauer Gestalten. Gesichter und Leiber waren völlig von den Gewändern verborgen. Nicht einmal die Hände waren zu sehen; aus den langen, weiten Ärmeln ragten nur kurze Stöckchen, an denen mit Schnüren kleine Bretter befestigt waren.
Auf und ab schwangen die Arme. „Klappklapp, klappklapp", die Brettchen schlugen gegeneinander.
„Lazarusklappern sind das", erklärte der Alte seinem neuen Gefährten, der den Ankömmlingen beklommen entgegenblickte.
„Sie müssen sie bei sich tragen, wenn sie das Gutleuthaus verlassen. Jeder soll gewarnt sein, damit er ihre Nähe meidet und nicht die giftigen Ausdünstungen einatmet, die die Krankheit verbreitet."
Der Alte fuhr sich mit einer Hand über das magere Gesicht. „Es ist eine furchtbare Krankheit", sagte er leise. „Die schlimmste, die es gibt. Bei den einen wachsen scheußliche Geschwüre im Gesicht, bis es so aufgedunsen und verquollen ist, daß es dem Gesicht eines Löwen ähnelt. Anderen werden die Glieder erst taub und gefühllos, dann faulen sie ihnen bei lebendigem Leib ab."
Die Kranken hatten die beiden Männer gesehen und waren sofort abgebogen, ohne sich um den Verlauf der Straße zu kümmern.
„Man sagt, der Aussatz ist eine Strafe Gottes für schwere Sünden." Die Stimme des Alten war noch leiser geworden. „Aber ich kann es nicht glauben."
„Du kennst dich gut aus, Alter", bemerkte der Junge. „Bist du ein Medicus?
„Nein." Der Alte lauschte dem „Klappklapp, Klappklapp", das sich weiter und weiter entfernte.
Scheinbar zusammenhanglos fuhr er fort: „Weißt du, warum ich nach Rom pilgere, zum dritten Mal schon?"
Er wartete die Antwort nicht ab.
„Ich hatte eine Frau. Eine gute Frau, fleißig und gescheit. Sie war schön. Helle Haut hatte sie und einen schlanken Körper. Eines Morgens jammerte sie, ihr Kopf tue ihr weh und ihre Fingerspitzen fühlten sich taub an. Ich lachte sie aus und sagte, einmal im Monat gehe es jeder Frau schlecht; die Kopfschmerzen ließen nach, und wir dachten nicht mehr daran. Aber die Schmerzen kamen wieder, die Haare fielen ihr aus, und



sie bekam Flecken im Gesicht und am Körper, die noch heller waren als ihre Haut.
Bei unserer Nachbarin, die sich ein wenig auf Heilkunde verstand, holte sie sich Rat. Die sprach das schreckliche Wort aus: ‚Aussatz! Du bist aussätzig!'
Was sollten wir tun? Durften wir die Krankheit verheimlichen und andere in Gefahr bringen? Konnte sich die Nachbarin nicht geirrt haben? Wie oft saßen wir da, zwischen Angst und Hoffnung, redeten und grübelten."
„Und dann? Was geschah dann?" Mitfühlend sah der Junge den Alten an.
„Man nahm uns die Entscheidung ab. Was die Nachbarin wußte, das wußten ein paar Tage später viele andere. Meine Frau mußte sich von den Beschauern untersuchen lassen. Von Männern, die selber aussätzig sind und die Krankheit genau kennen."
„Und?" fragte der Junge, obwohl er die Antwort schon kannte.
Müde strich sich der Alte über die Augen. „Sie waren sich alle einig: Sie hatte Aussatz."
„Konnten sie sich nicht irren?"
Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Sie untersuchen sehr genau und nur am hellichten Tag. Sie wissen schon, daß mancher seinem Nachbarn den Aussatz an den Hals wünscht. Daß es auch arme Teufel gibt, die nichts zu fressen haben und hoffen, sich im Gutleuthaus ihr Leben lang satt essen zu können, wenn sie sich nur für aussätzig erklären. Nein, nein, es gab keinen Zweifel."
Der Alte starrte eine Zeitlang vor sich hin. „Den Tag werde ich nie vergessen, Junge. Der Pfarrer hat sie ausgesegnet. Sie war tot für die Welt, verstehst du? Tot!
Draußen wartete schon der Karren, der sie fortbringen sollte. Ich hatte ihn vollgeladen mit fast allem, was wir an Hausrat und Wäsche besaßen. Dem Gutleuthaus, in dem sie leben sollte, hatte ich Äcker, Wald und Weingärten geschenkt. Oh, es sollte ihr an nichts fehlen. Nur – selbst mitzugehen, dazu hatte ich nicht den Mut."
„Wäre das denn gegangen?" fragte der Junge erstaunt.
„Ja, ich hätte mit ihr leben können. Nicht wie ein Mann mit seiner Frau, aber doch in ihrer Nähe. Ich hätte mich nur den Gesetzen fügen müssen, die für die Aussätzigen gelten: oft und eifrig beten, keusch leben, sich den Gesunden fernhalten und sich durch Kleidung und Lazarusklapper kenntlich machen, wenn man das Gutleuthaus verläßt.
Aber ich hatte nicht den Mut. Weniger die Angst vor der Krankheit war es; aber ich stellte mir den schlanken jungen Leib vor, wie er nach und

nach verkrüppelte, das Gesicht, das ich so liebte, wie es von Knoten und Geschwülsten entstellt wurde. Das, so glaubte ich, würde ich nicht ertragen können."
Der Alte seufzte tief.
„Nur von fern habe ich sie noch gesehen, verhüllt, wenn ich ein neues Gewand brachte oder Schuhe.
Ein paar Jahre lebten wir so, sie auf dem Hof der Aussätzigen, ich wie bisher in der Stadt.
Eines Tages kam sie nicht mehr zu unserem Treffpunkt. Es hieß, sie sei erblindet; wenig später hat sie ihr Leben Gott zurückgegeben. Wie oft habe ich seitdem gewünscht, ich wäre mit ihr gegangen ...
Siehst du, deswegen pilgere ich nun schon zum dritten Mal nach Rom ... dort finde ich Trost, die Last meines Versagens drückt mich weniger schwer ..."
Der Junge legte ihm die Hand auf die Schulter.
„Wer kann dir einen Vorwurf machen?" meinte er. „Ich hätte genauso gehandelt. Wärst du mitgegangen, hättest du sie nicht gesund gemacht."
Der Alte stand mühsam auf.
„Du meinst es gut, Junge", sagte er. „Aber du verstehst nichts. Gott schütze dich auf deinem Weg!"
Er wandte sich ab und ging mit schleppenden Schritten davon.
Der Junge sah im eine Zeitlang nachdenklich hinterher.
Aber dann schüttelte er die trüben Gedanken ab. Er war jung und gesund, und ihn plagte kein Gewissen. Schnell sprang er auf und lief weiter, der Freiheit entgegen.

---

*Gutleuthaus:* Im Mittelalter wurden Aussätzige in solchen Häusern untergebracht und mit Lebensmitteln versorgt. So hielt man sie von den Gesunden fern und gab ihnen dennoch eine Existenzgrundlage.

---



# *58. Wir wollen mindere Brüder sein**

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts entstanden in den Städten die Bettelorden. Sie kümmerten sich vor allem um jene, denen sonst niemand half, und für manchen armen Teufel war ihre Mildtätigkeit die letzte Rettung.
Vorlesezeit: 13 Minuten

Der große Markt war vorbei. Die Händler hatten ihre restlichen Waren verstaut, die hölzernen Läden hochgeklappt und mit Pferden und Wagen die Stadt verlassen.
Nach einem sonnigen Tag war es kühl geworden, vom Fluß stieg langsam der Nebel über die Mauern, und es dämmerte. Fast menschenleer war der Platz jetzt, ab und zu kam noch ein Zecher aus einer der Schänken oder ein Mädchen, das seinem Vater einen Krug Bier holte; vor dem Bäckerladen nagten zwei Hunde einträchtig an einem Laib Brot.
Der alte Gaukler saß nicht weit von ihnen, den schmerzenden Rücken an die Mauer gelehnt, und sah ihnen zu, wie sie, wie zwei spielende Welpen, immer wieder ungeschickt die Vorderpfoten über ihre Beute warfen und versuchten, die Zähne in die glatte Oberfläche zu schlagen.
Er hatte überlegt, ob er sich aufrappeln und die Hunde mit einem Fußtritt verjagen sollte, dann hätte er den nagenden Hunger stillen können, der ihn den ganzen Tag gepeinigt hatte. Aber er hatte gefühlt, daß ihm die Kräfte dazu fehlten. Also sah er ihnen zu und stellte sich vor, wie es wäre, den herben, säuerlichen Geschmack auf der Zunge zu haben.
Es war nicht leicht, sich als Gaukler durchs Leben schlagen zu müssen: keine Stadt, die einen aufnahm, kein Haus, in das man sich bei Regen und Kälte flüchten, keinen Vorratskeller, aus dem man sich in Zeiten des Mangels ernähren konnte. Immer nur weiterziehen, von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt, froh, wenn die Obrigkeit einen duldete und wenn das Publikum an Späßen und Kunststücken Gefallen fand.
Nein, es war nie leicht. Wenn aber eine gute Truppe beisammen war, wenn es einen ordentlichen Wagen und Pferde gab, dann konnte man es aushalten. Und jung mußte man sein, jung und beweglich.
Wenn einem aber bei jedem Sprung die Knochen wehtaten, nach jeder Vorstellung das Herz raste und die steifen Finger schon bei einfachen Taschenspielereien den Dienst versagten, dann war das Gauklerleben kein Leben mehr, sondern nur noch ein langsames Sterben.
Auf Hilfe durfte man nicht hoffen, denn Gaukler zählten zu den unehrlichen Leuten; ein Gaukler wurde nicht dadurch ehrbar, daß er alt, müde